

Andreas Speer

Denkraum und Wissensordnung: Die Bibliothek

Orte des Medientransfers: Das Plädoyer eines Philosophen

Im digitalen Zeitalter scheint uns langsam, aber unaufhaltsam die Erfahrung dessen zu entgleiten, was einmal eine Bibliothek war: ein Zugang zu einer beträchtlichen, aber begrenzten Menge an Büchern, die nur an einem bestimmten Ort, zu einer bestimmten Zeit und unter bestimmten Bedingungen verfügbar waren; eine gewissen Kriterien unterliegende Sammlung, die einer sinnvollen und feststehenden Ordnung bedarf, damit dort überhaupt etwas gefunden werden kann. Alle diese Einschränkungen des unmittelbaren Zugriffs auf jedes beliebige Buch werden angesichts globaler Suchmaschinen und weit ausgreifender Suchalgorithmen mehr und mehr aufgehoben. Wie sehr sich dadurch unsere Lese- und Arbeitsbedingungen praktisch verändern, erfahren wir jeden Tag. Welche Folgen sich daraus für unsere Konzeptionen des Wissens und Forschens ergeben, ist jedoch erst in vagen Umrissen erkennbar. Wie fügen sich Bibliotheken in ihren verschiedenen Gestalten und Erscheinungsformen in die intellektuellen Prozesse und ihre sozialen und materiellen Bedingungen ein und wie wirken sie in diese hinein?

Damit stellt sich die grundsätzliche Frage über das Verhältnis von Bibliothek und Wissen. Es geht um ein angemessenes Verständnis der geschichtlichen Verfasstheit jener kulturellen Sphäre, die wir gemeinhin als Sphäre des Geistigen bestimmen. Mit geistig bezeichnen wir den Bereich des Noetischen, des Intellektuellen, der Vernunft. Damit meinen wir eine besondere Weise, die Welt zu begreifen, deren Teil wir zugleich sind. Die genaue Bestimmung dessen, was die Sphäre des Geistigen ausmacht, stand von Anfang an im Zentrum von Philosophie, Psychologie

Foto: RetroColoring.com / Fotolia

und Epistemologie. Was das geistige Erkennen von anderen Formen des Erkennens unterscheidet, ist die Möglichkeit, von den konkreten, situativen und materiellen Bedingungen des Erkennens abzusehen, zu abstrahieren. Erst diese Fähigkeit der Abstraktion ermöglicht die Gewinnung und Weitergabe von Erkenntnissen, die über die unmittelbare Orientierung in konkreten Situationen hinausgehen. Auf diese Weise vermag der Geist Zeiten und Räume zu überschreiten und diese zugleich zu verbinden. Die Wissenschaften sind hierfür ein Paradebeispiel.

Der Geist lebt durch seine Träger

Und doch schwebt der Geist (das gilt auch für den wissenschaftlichen Geist) nicht frei über den Wassern – er braucht stets Träger: Subjekte, Institutionen, Codes. Dass wir etwas über die Kultur der Mayas oder der klassischen Antike wissen, verdanken wir allein dem Umstand, dass der Geist nicht abstrakt, sondern nur in und durch seine Träger lebt: prähistorische und archäologische Zeugnisse, Steintafeln und Papyri, Pergament und Papier, analoge und digitale Datenträger aller Art. Schon früh wurden diese Träger des Geistigen an Orten gesammelt, wo sie aufbewahrt, studiert und vervielfältigt werden konnten. Dies waren Archive aller Art und vor allem Bibliotheken. Diese gewährten und gewähren je nach Größe und Konzeption Zugang zu einer bestimmten und zugleich begrenzten Menge an Trägern von Wissen: seien es Schriftrollen, Handschriften oder Bücher, Mikrofilme oder Databases.

Auch die größte und umfassendste Bibliothek basiert auf einer Auswahl. Das gilt für die Bibliothek von Alexandria, der ersten Universalbibliothek der Antike, ebenso wie für die Library of Congress in Washington.

Im Begriff der Bibliothek zeigt sich die Interdependenz von ideeller und materieller Kultur, die Verflechtung von Wissensgeschichte und institutionellen Kontextbedingungen. Am Anfang aller großen Rezeptionsbewegungen stehen Bücher oder Textkorpora. In diesem Zusammenhang bilden Bibliotheken jene Denkräume, welche die gedanklichen Entwürfe zum einen widerspiegeln, zum anderen erst eröffnen. So manche Wissensordnung entspringt bibliothekarischer Praxis, die ihrerseits wiederum – implizit oder explizit – Ausdruck einer theoretisch fundierten Wissensordnung sein kann, die sich uns erst über dieses Praxiswissen erschließt.

Eine Bibliothek ist somit nicht bloß eine Ansammlung von Büchern, die auf ihre Nutzer warten. Bibliotheken sind Räume des Denkens und Institutionen geordneten Wissens. Sie spiegeln die Fragen ihrer Zeit und bewahren sie auch für künftige Zeiten. Sie sind demnach privilegierte Orte der Teilhabe an jenem Wissen, zu dem wir mit unseren Büchern selbst etwas beitragen.

Als Ensembles von Texten sind Bibliotheken nicht notwendig gebunden an einen bestimmten Ort und an eine konkrete materielle Gestalt. Wir rekonstruieren ideelle Bibliotheken und erforschen dabei, was ein Autor gelesen haben mag, welche Quellen einem Leser zur Verfügung gestanden haben, wie zu einer bestimmten Zeit eine inzwischen verlorene Bibliothek ausgesehen haben könnte. Das digitale Zeitalter eröffnet zudem völlig neue Möglichkeiten für die Erschaffung idealer Bibliotheken, die hinsichtlich ihres Anspruchs auf Vollständigkeit und Präsenz über historische Vorbilder weit hinausgehen und für die Forschung bisher nicht gekannte Perspektiven eröffnen. Von einer Mobilisierung der Objekte hat Bruno Latour gesprochen und damit auf die neuen Möglichkeiten des Zugangs, der Gleichzeitigkeit und Kopräsenz verwiesen. Hierbei erschließt die Rekonstruktion der Bibliothek eines Autors nicht nur dessen geistigen Kosmos, sondern vermittelt auch einen Einblick in den Gang seines Forschens, der Suche nach bestimmten Texten, ihre Auswahl und Zusammenstellung sowie die wahrgenommenen Lücken, die dann durch die eigene Produktion ergänzt werden.

Bibliothek und Wissenschaftseinteilung

Zum Verständnis einer Bibliothek gehören ferner ganz wesentlich die Klassifizierung, der Lektüreleitfaden, die Leseordnung, das Ausbilden von Systemen. Nimmt man beispielsweise die aristotelischen und platonischen Textkorpora (um ein Beispiel aus meinem Forschungsgebiet zu nehmen), so sind Bibliothek und Wissenschaftseinteilung eng miteinander verbunden. Gleiches gilt auch für spätere Zeiten. Doch bleiben wir bei dem mir durch den Forschungsschwerpunkt meines Instituts vertrauten Zeitraum, den man gemeinhin Mittelalter nennt. Es gibt eine Bibliothek der scholastischen und der mystischen Theologie, für Mediziner, Juristen und Astronomen. Auf diese Weise wird zugleich ein Kanon gebildet, gelehrt, überliefert, gewandelt, ersetzt. Zudem lassen sich in disziplinärer Hinsicht Bibliothekstypen sowohl getrennt als auch in möglicher Verbindung betrachten: Klosterbibliotheken, Universitätsbibliotheken, Hofbibliotheken, die Bibliotheken von Professoren (zum Beispiel Amplonius Ratingk de Berka, auf den die Erfurter Bibliotheca Amploniana zurückgeht), von Ärzten (zum Beispiel Arnald von Villanova), von gelehrte Prälaten (zum Beispiel Nicolaus Cusanus, dessen Bibliothek heute im Cusanusstift in Bernkastel-Kues ist), Schriftstellern (zum Beispiel Richard von Fournival, der unter anderem eine *Biblionomia* verfasste), von Ratsherren, Rabbinern oder reisenden Scholaren reflektieren die Interessen ihrer Nutzer und Sammler. Vielfältige Gesichtspunkte ergeben sich durch Einbeziehung der byzantinischen Kultur, der jüdischen Tradition und der islamischen Welt mit ihren teils ganz anderen Voraussetzungen, zum Beispiel der großen Dominanz von Privatbibliotheken.

Auch die größte und umfassendste Bibliothek basiert auf einer Auswahl. Das gilt für die Bibliothek von Alexandria, der

ersten Universalbibliothek der Antike ebenso wie für die Library of Congress in Washington. Weitere Selektionskriterien sind die feststehende Ordnung und die Zugänglichkeit. So hat Aby Warburg seine berühmte Bibliothek, die heute Bestandteil des Warburg Institutes in London ist, regelmäßig völlig neu geordnet, um Pfadabhängigkeiten zu vermeiden und neue Sichtweisen zu erzeugen oder zuzulassen. Das Gesagte gilt auch für digitale Bibliotheken. Auch diese basieren auf vorgegebenen Ordnungsmodellen und moderieren über Navigations- und Suchfunktionen die Zugänglichkeit. Jeder Bibliothekar, jeder Nutzer eines universitären Intranet kennt zudem die mannigfachen Zugangsbedingungen und Zugangsbeschränkungen, die wir uns stets bewusst machen müssen.

Die Universalbibliothek als »totum integrale«

Doch wäre eine Universalbibliothek als »totum integrale« des Geistes, die jederzeit für jeden Leser frei zugänglich ist, ein erstrebenswertes Ziel? Wir alle erleben, wie gegenwärtig die Einschränkungen des unmittelbaren Zugriffs auf Texte und Quellen in einem Ausmaß aufgehoben werden, der die Lese- und Arbeitsbedingungen dramatisch verändert. In der Konsequenz treten an die Stelle qualitativer zunehmend quantitative Methoden. Doch was liest der Leser auf diese Weise? Jorge Luis Borges hat in seiner Erzählung »Die Bibliothek von Babel« die Vision einer Universalbibliothek entworfen, die einer vorgegebenen Selektion und Ordnung entbehrt und auf den Kombinationsmöglichkeiten des Alphabets beruht. Doch eine solche Bibliothek erweist sich für die Benutzer als nur schwer lesbar und sie können von Glück reden, ein Buch mit einem sinnvollen Satz darin zu finden. Zumindest der menschliche Geist ist auf Ordnung angewiesen, wie sie Spezialbibliotheken bieten – seien diese eigenständig oder Teile größerer Bibliotheken.

Über Jahrhunderte, ja Jahrtausende haben sich die klassische Bibliothek und das Buch als ein relativ stabiles und nachhaltiges Trägermedium des Wissens erwiesen.

Ein letzter Gedanke: Bibliotheken sind von alters her Orte des Medientransfers: von der Schriftrolle zum Pergament zum Papier, vom Manuskript zum Buchdruck zum digitalen Speichermedium. Transferprozesse bergen immer die Gefahr von Verlusten. Nur selten werden Bestände vollständig von einem Medium in das andere überführt. Das können wir im historischen Rückblick beim Übergang von der Handschrift zur Inkunabel studieren. Auch google books wird am Vollständigkeitsanspruch scheitern, wenn dieser je erhoben werden sollte. Handschriften existieren nicht nur gegenwärtig, sondern auch künftig neben und zusammen mit Büchern. Das Buch seinerseits koexistiert mit den unterschiedlichen digitalen Datenträgern. Daher müssen die unterschiedlichen Lesekompetenzen erhalten bleiben.

Über Jahrhunderte, ja Jahrtausende haben sich die klassische Bibliothek und das Buch als ein relativ stabiles und nachhaltiges Trägermedium des Wissens erwiesen. Das Wissen lebt in den Büchersammlungen der Bibliotheken. Wer ein Buch besitzt, benötigt weder einen PC noch einen Internetzugang. Im Vergleich dazu fällt die Volatilität digitaler Medien auf. Wer erinnert sich nicht an die Floppy Disc, die CD-Rom, an die unterschiedlichen, mitunter nur mit Mühe kompatiblen Programme, an beschränkte Datenspeicher und das Fehlen einheitlicher Codierungsformate, die so manche Forschungsarbeit heute unlesbar machen? Hier liegt ein Problem, denn ein Träger erfordert Stabilität und Nachhaltigkeit. So gibt es derzeit viele Initiativen, deren Ziel die Entwicklung eines Dokumentenformats zur Kodierung und zum Austausch von Daten unabhängig von unterschiedlichen Hard- und Software-Formaten ist.

Bibliotheken sind von alters her Orte des Medientransfers: von der Schriftrolle zum Pergament zum Papier, vom Manuskript zum Buchdruck zum digitalen Speichermedium. Transferprozesse bergen immer die Gefahr von Verlusten.

Doch dies ist nur ein Aspekt der Nachhaltigkeitsfrage. Denn Daten müssen nachhaltig gespeichert werden – und das auf ganz unterschiedlichen Ebenen der Verfügbarkeit und Nutzbarkeit. Wir brauchen also digitale Bibliotheken und digitale Bibliothekare, um das Wissen lebendig zu halten. Dazu gehört auch ein neues Modell der Bibliothek jenseits des vermeintlichen Antagonismus von Buch und Datenbank, in dem die Bücher und Datenbanken gleichermaßen und oftmals komplementär umfasst werden, eine Bibliothek also, in der Buchstabe und Byte koexistieren. Eine solche Bibliothek benötigt Leser, die alle ihre Schätze heben, das heißt dekodieren können. Davon hängt die Lebendigkeit des Wissens ab. Davon hängt nicht zuletzt auch ab, ob und auf welche Weise Bibliotheken auch zukünftig als Denkräume fungieren können.



Prof. Dr. phil., Dr. h.c. Andreas Speer ist seit 2004 Professor für Philosophie und Direktor des Thomas-Instituts an der Universität zu Köln. Er leitet zahlreiche Forschungsprojekte insbesondere im

Bereich der Textedition. Seine Forschungen beschäftigen sich mit der Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte des Mittelalters, mit Wissenstheorie, Anthropologie sowie dem Verhältnis von Kunst und Philosophie. Er ist zudem Sprecher des Cologne Center for eHumanities (CCeH) und Veranstalter der Kölner Mediaevistentagung.